Spang, Christian W. und Rolf-Harald Wippich (Hg.): *Japanese-German Relations, 1895–1945: War, Diplomacy and Public Opinion*. London und New York: Routledge, 2006, XV, 222 S., £ 70,00

*Besprochen von Heinrich Menkhaus*

**HERAUSGEBER**

Die auf deutschen Initiativen beruhende Beschäftigung mit der Geschichte der deutsch-japanischen Beziehungen hat sich für den hier in Rede stehenden Zeitraum in den letzten Jahren deutlich verstärkt.1 Die Hintergründe dürften zum einen in dem durch Zeitablauf entspannteren Umgang mit der beiderseitigen Geschichte zu suchen sein. Zum anderen auch in der veränderten personellen Situation auf deutscher Seite. In den letzten Jahrzehnten wurden in Deutschland zahlreiche Japan-Historiker ausgebildet. Dabei setzte sich die Erkenntnis durch, dass ohne den Erwerb japanischer Sprach- und Lesekompetenz eine Befassung mit der bilateralen Geschichte nicht möglich ist. Die im Jahre 2003 in Deutschland gegründete „Initiative zur historischen Japanforschung“, die in regelmäßigen Zusammenkünften insbesondere den wissenschaftlichen Nachwuchs zu Wort kommen lässt, ist beredtes Zeugnis dieser Entwicklung.

Leider wird die Stellenlage in der deutschen Wissenschaft dieser Situation nicht gerecht. In der von den Bundesländern getragenen universitären geisteswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Japan werden Stellen fortlaufend reduziert. Von den zur Zeit noch drei ausdrücklich mit japanischer Geschichte befassten Professuren in Deutschland wird die Marburger Professur wegen der Abwicklung des dortigen Japan-Zen-

---

1 Allein an Sammelbänden, die aus Symposien, Vortragsreihen und Sektionen nationaler und grenzüberschreitender Tagungen entstanden, sind dem hier vorzustellenden Werk in westlichen Sprachen vorausgegangen: Klaus Kracht, Bruno Levin und Klaus Müller (Hg.), *Japan und Deutschland im 20. Jahrhundert*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1984; Josef Kreiner (Hg.), *Japan und die Mittelmächte im Ersten Weltkrieg und in den zwanziger Jahren*. Bonn: Bouvier, 1986; Josef Kreiner und Regine Matthias (Hg.), *Deutschland-Japan in der Zwischenkriegszeit*. Bonn: Bouvier, 1990; Gerhard Krebs und Bernd Martin (Hg.), *Formierung und Fall der Achse Berlin-Tokyo*. München: Iudicium, 1994; Gerhard Krebs (Hg.), *Japan und Preußen*. München: Iudicium, 2002.
trums vom Wintersemester 2007 an nur noch drei Jahre als zeitlich befristete und nicht verlängerbare Stelle Bestand haben.

In Japan selbst sieht die Situation für Deutsche besser aus. Das im Jahre 1988 gegründete Deutsche Institut für Japanstudien in Tokio verfügt über eine Wissenschaftlerstelle, die sich speziell mit den Deutsch-Japanischen Beziehungen befasst. Auch hat eine ganze Reihe in Deutschland ausgebildeter Japan-Historiker in Japan eine Beschäftigung gefunden. Da in Japan selbst möglicherweise mittlerweile mehr deutsche Japan-Historiker arbeiten als in Deutschland, hat sich der Schwerpunkt dieser wissenschaftlichen Tätigkeit jetzt wohl nach Japan verschoben. Es verwundert deshalb gar nicht, dass die hier vorzustellende Neupublikation von zwei in Japan beheimateten deutschen Historikern betreut wurde.

**These**

Alle oben in Bezug genommenen Sammelbände (s. Fußnote 1) befassen sich mit einer großen Fülle interessanten Materials zu verschiedenen Aspekten. Insgesamt wird aber deutlich, dass eine auch nur vorläufig einheitliche historische Bewertung der deutsch-japanischen Beziehungen noch nicht erreicht ist. Teilweise wird deshalb ausdrücklich auf die Bildung von Thesen verzichtet.2

Bei diesem Buch ist es anders. Allerdings wird nicht eine neue These vorgestellt. Vielmehr wird der umgekehrte Weg beschritten. Eine insbesondere in Drittstaaten vermutete Annahme wird falsifiziert, worauf bereits im Vorwort folgendermaßen verwiesen wird: „The Prusso-German intellectual and military influence on Meiji-Japan is not the starting point of a continuous and logical development that reached its climax in the wartime co-operation of the 1940s“.

Die Annahme, dass Preußen die Wurzel allen Übels sei, ist allerdings für deutsche Ohren nicht neu. Sie hat sich indes nicht einmal für die deutsche Geschichte selbst halten lassen.3

Sie dann auch noch für die Entwicklung eines anderen Staates bzw. die deutschen Beziehungen zu diesem verantwortlich zu machen, ist schon mutig. Leider aber fehlt es im vorzustellenden Buch an Nachweisen dafür, dass diese These auch wirklich im Ausland vertreten wird.

---

2 Besonders klar Gerhard Krebs, „Japan und Preußen: Zur Einführung“, in: Gerhard Krebs (Hg.), *Japan und Preußen*. A.a.O., S. 11, 14–15.

3 Siehe nur Sebastian Haffner, *Preußen ohne Legende*. Hamburg: Goldmann, 1981, S. 455–60.
EXPOSITION

Die einzelnen Beiträge orientieren sich an der genannten Ausrichtung des Bandes, freilich in unterschiedlicher Form. Bevor indes auf diese eingegangen wird, soll zunächst das von den Herausgebern selbst verfasste erste Kapitel vorgestellt werden, das den zeitlichen Rahmen absteckt und – wie methodisch häufig – den Verlauf der politischen Geschichte zum Fundament für die folgenden Einzeluntersuchungen aus anderen Methoden disziplinen macht.

Den Verfassern gelingt dabei eine Darstellung, die die Entwicklung gut nachvollziehbar macht, auch wenn man sich an einzelnen Weggabelungen eine noch stärkere Begründung für den schließlich von beiden Staaten eingeschlagenen Weg gewünscht hätte. Die zeitliche Eingrenzung, die von 1895, der Beteiligung des Deutschen Reiches an der Trielintervention gegen Japan, bis 1945, dem Ende des Zweiten Weltkrieges, der gleichzeitig den Pazifischen Krieg abschließt, reicht, ist weniger überzeugend. Ein weiterer zeitlicher Schnitt, der mit dem Ende des Ersten Weltkriegs zu setzen wäre, kommt durchaus in Betracht. Im Ergebnis bleibt es ein Desiderat, wesentlich vorsichtiger mit den Begriffen Preußen und Deutschland umzugehen, die im gesamten Zeitabschnitt nicht nur juristisch deutlich zu trennen sind. Es ist gerade die unvorsichtige Gleichsetzung der beiden Namen, die der Bildung der abgelehnten These Vorschub leistet.

Die folgenden Kapitel sind in vier Abschnitte unterteilt. Diese Unterteilung beruht nicht auf Zeitphasen, sondern ist themenbezogen. Im ersten geht es um die Zusammenarbeit auf militärischem Gebiet, im zweiten um in Briefen zum Ausdruck gebrachte Wahrnehmungen der jeweils anderen Seite und im dritten um den Kultur- und Wissenschaftsaustausch. Das vierte Kapitel weicht von dieser Systematik ab. Es ist mehr auf eine Zeitperiode gerichtet, mit zwei Artikeln, die im Bereich der politischen Geschichte das erste Kapitel hätten ergänzen können und einem eher militärisch-historischen Thema, das zwanglos im Abschnitt über die militärische Zusammenarbeit hätte untergebracht werden können.

Den ersten Aufsatz im Kapitel über militärische Zusammenarbeit widmet Sven Saaler der Frage, warum die japanische Armee sich trotz der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg weiter mit Deutschland beschäftigte. Er nimmt an, dass auf japanischer Seite die „Dolchstoßlegende“ geglaubt wurde und folglich die Wehrmacht als militärisch nicht besiegt angesehen wurde. Wichtiges Studienobjekt auf japanischer Seite sei das während des Ersten Weltkriegs in Deutschland entwickelte Modell des „totalen Krieges“ geworden. Das entsprechende Interesse auch der japanischen Marine deutet Berthold Sander-Nagashima als Ausdruck ei-
ner sehr fortschrittlichen deutschen Waffentechnik und entsprechender deutscher Erwerbsaussichten.

Im Kapitel über die gegenseitigen literarisch zum Ausdruck gebrachten Wahrnehmungen weist Rolf-Harald Wippich zunächst auf den krassen Unterschied zwischen der die Tripelintervention tragenden offiziellen deutschen Politik und dem Mann auf der Straße hin, der die militärischen Erfolge Japans gegen China feiert. Ikura Akira beschäftigt sich mit den fatalen Auswirkungen der insbesondere vom deutschen Kaiser Wilhelm II. propagierten „Gelben Gefahr“ auf Japan. Da er das nicht zuletzt auf der Grundlage des insoweit bekannten Knackfuss-Gemäldes tut, vermisst man den Abdruck dieses zentralen Bildes. Gerhard Schepers schließlich stellt den Exotismus in der deutschsprachigen Japan-Literatur des frühen 20. Jahrhunderts vor, der den zweifelhaften Errungenschaften des Okzidents ein außerordentlich positives Japanbild entgegensetzt.

Im Kapitel über Kultur und Forschung wird von Katô Tetsurô die liberales Jahrhunderts Periode der Weimarer Republik in Deutschland betrachtet. Letztere habe eine ganze Anzahl später berühmt gewordener japanischer Intellektueller bewogen, nach Deutschland zu gehen. Christian W. Spang stellt Karl Haushofer als einen der Begründer der seinerzeit neuen Disziplin Geopolitik vor und präsentiert seine Ergebnisse im Hinblick auf eine Eingliederung Deutschlands und Japans in diese. Der Autor macht aber auch den geringen Einfluss deutlich, den Haushofer letztlich auf die führenden Nazistrategen auszuüben vermochte.

Im vierten und letzten Kapitel argumentiert Tajima Nobuo in seinem Beitrag, dass der Abschluss des Achsenpaktes, der bisher wohl in erster Linie dem damaligen deutschen Außenminister Rippentrop zugeschrieben wurde, eher auf den Chef der Abwehr Canaris zurückzuführen ist. Konsequenzen aus dieser Neuzuweisung scheinen sich nicht zu ergeben. Hiernach untersucht Gerhards Krebs, ob es im Japan der 1930er Jahre nach deutschem Vorbild zur Bildung einer Einheitspartei kam, was aber verneint wird. Schließlich zeigt Bernd Martin für die biologische und chemische Kriegsführung im Zweiten Weltkrieg, dass die deutsche Seite die Modelle lieferte.

**ERKENNISSE**

Insgesamt handelt es sich nicht immer um neue Forschung, wie in der englischsprachigen Zusammenfassung am Anfang des Buches suggeriert wird. Die Vorveröffentlichungen der jeweiligen Autoren relativieren diese Behauptung. Neu ist hingegen die Präsentation in englischer Sprache.
Außerdem lässt die Gesamtschau der Beiträge einige Erkenntnisse von hoher Aktualität reifen.

Zum einen wird das Missverhältnis zwischen den weitreichenden Sprach- und Kulturkenntnissen über Deutschland in Japan und eine gegebene Portion Ignoranz auf deutscher Seite gegenüber den japanischen Verhältnissen deutlich. Zwar ist auf der japanischen Seite mittlerweile ein gewisses Desinteresse an Deutschland zu erkennen, welches nicht zuletzt für die Durchführung des Jahres „Deutschland in Japan“ (2005/2006) mitursächlich war. Trotzdem bildet die Zahl der Japaner, die sich mit Deutschland befassen, immer noch ein erhebliches Übergewicht zur Zahl der Deutschen, die sich mit Japan beschäftigen. Dazu nur ein Beispiel: Die Nachwuchsveranstaltung anlässlich der von AvH, DAAD und JSPS getragenen Juristenveranstaltung im Rahmen des Jahres „Deutschland in Japan“ unter dem Titel „Globalisierung und Recht“ im September 2005 in Tokio wurde sprachlich ausschließlich von japanischen Nachwuchsjuristen bewältigt.

Deutschland setzte in Ostasien historisch nicht auf Japan, sondern auf China. Heute sind insbesondere aus wirtschaftlichen Gründen die Zeichen wieder auf China gestellt, ungeachtet einer rasanten wirtschaftlichen Erholung Japans seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts und seiner Stellung als zweitgrößter Volkswirtschaft der Erde, ungeachtet gemeinsamer politischer Interessen, die etwa in der Erlangung eines ständigen Sitzes im Weltsicherheitsrat bestehen und ungeachtet einer großen Zahl parallel gelagerter Probleme, wie etwa das der demographischen Entwicklung.

Wann immer Japan erfolgreich wurde, vermeinte man auf deutscher Seite gegenhalten zu müssen. Die Beteiligung Deutschlands an der Tripelintervention 1895 mag aus Erwägungen zur Politik Deutschlands in Europa geboren worden sein. Als die deutsche Großmachtpolitik aber 1897 in die Gründung ihres eigenen Pachtgebietes Tsingtau in Ostasien mündete, stand das für Japan natürlich im unmittelbaren Zusammenhang mit der Intervention aus dem Jahre 1895 und setzte dem japanischen Imperialismus Grenzen. In den 1970/80er Jahren war es das erfolgreiche wirtschaftliche Vorgehen Japans. Deutschland beteiligte sich prompt am seinerzeit populären „Japan-bashing“.

**ERGEBNIS**

Das Buch ist sehr sauber erarbeitet worden. Nur an wenigen Stellen finden sich Druckfehler, die aber als solche in der Regel leicht zu erkennen sind. Hingewiesen sei jedoch auf das Gründungsdatum der *Doitsu Gaku Kyōkai*, das abweichend von S. 2 (1882) auch nach eigenen Angaben der
daraus hervorgegangenen Dokkyō Universität das Jahr 1881 ist, und die richtige Schreibweise des Namens des bekannten britischen Japan-Historikers William G. Beasley, der auf den Seiten 93 und 95 als Beasely bezeichnet wird.

Dass das vorliegende Werk auf Englisch erschienen ist, wird diesseits nicht als ein bewusster Verzicht auf Deutsch als Wissenschaftssprache empfunden, sondern die Motivation für die englischsprachige Veröffentlichung wird im Vorwort offengelegt: Die zentrale Aussage, gegen die sich das Buch wendet, werde insbesondere von Personen aus Drittländern vertreten.

Insgesamt ist ein sehr lesenswertes Buch entstanden, das dem Leser die schon bekannten Mosaiksteine der deutsch-japanischen Beziehungen um weitere wichtige Einzelheiten ergänzt und so das Bild der Geschehnisse weiter verdichtet. Es lässt aber gleichzeitig erkennen, wie viel noch zu tun ist. Dabei sei hier noch einmal an die schon oben angesprochene Notwendigkeit einer einheitlichen Bewertung und der noch nicht abschließend erfolgten Bildung von Zeitabschnitten erinnert. Weiter fehlt es nach wie vor an die politische Geschichte ergänzenden Informationen aus vielen Bereichen, wie etwa der Wissenschaftsgeschichte.4 Schließlich wird erneut schmerzhaft bewusst, dass für die Zeit bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges schon einiges vorliegt, nichts hingegen für die Zeit danach, obwohl die „Zeit des Kalten Krieges“ jetzt schon eine Weile hinter uns liegt.5

4 Siehe dazu: Heinrich Menkhaus, „History of German-Japanese scientific relations in the area of legal science“, in: Deutsche Gesellschaft der JSPS-Stipendiaten e.V. (Hg.), 10th Anniversary of the Deutsche Gesellschaft der JSPS-Stipendiaten e.V. Bonn: Deutsche Gesellschaft der JSPS-Stipendiaten e.V., 2005, 107–22.
5 Nachtrag: Das Buch wird in Kürze auch als Paperback zum Preis von £ 20,00 erhältlich sein.
Krämer, Hans Martin: *Neubeginn unter US-amerikanischer Besatzung? Hochschulreform in Japan zwischen Kontinuität und Diskontinuität 1919–1952* (Edition Bildung und Wissenschaft, Bd. 11). Berlin: Akademie-Verlag, 2006, XII, 317 S., € 54,80

Besprochen von Sven Saaler

Das neue japanische Kabinett unter Abe Shinzō hat sich bei Amtsantritt im September 2006 die Bildungsreform als oberste Priorität auf ihre Fahnen geschrieben. Zwar hat der größte Teil der japanischen Bevölkerung laut Meinungsumfragen andere Probleme und wünscht sich eher eine Bekämpfung der Einkommensungleichheit, eine Revision des Steuersystems, eine Überwindung der Isolierung Japans in Ostasien oder eine Auseinandersetzung mit der Alterung der Gesellschaft bzw. dem Kindermangel.1 Für den konservativen Abe ist jedoch die Reform des Bildungssystems und vor allem die – inzwischen durchgesetzte – Reform des aus der Zeit der US-amerikanischen Besatzung stammenden Bildungsgrundgesetzes (*Kyōiku kihon hô*, 1947) ein symbolischer Akt zur Überwindung dessen, was er „Nachkriegsregime“ (sengo rejîmu)2 nennt – also das Japan, das durch die Reformen der Besatzungszeit (1945–52), die neue Verfassung von 1946/47 sowie das neue Bildungsgrundgesetz geschaffen wurde. Damit steht Abe in der Tradition von Politikern wie Nakasone Yasuhiro (Premierminister 1982–87), der ebenfalls die Reform des Bildungssystems von der Prämisse her anging, das gesamte Bildungssystem der Nachkriegszeit sei „amerikanisch“ geprägt und durch die Reformen der US-Besatzung entstanden.

Die vorliegende Arbeit setzt sich das Ziel, die Korrektheit dieser von kaum einem Wissenschaftler bisher kritisch hinterfragten Prämisse der Nakasone-Reformen3 zu überprüfen. Hierzu untersucht Hans Martin

1 Siehe z.B. *Chūnichi Shinbun* (Ausgabe Hokuriku), 2. Oktober 2006, S. 2; viele Meinungsumfragen in anderen Tageszeitungen und auch TV-Sendungen kurz nach Amtsantritt des Kabinetts Abe brachten fast identische Ergebnisse.
2 Da für die meisten Japaner der Katakana-Neologismus *rejîmu* [„Regime“] nur wenig Aussagekraft hat, setzen Tageszeitungen zumeist den japanischen Begriff *taisei* zur Erklärung hinter den Begriff Regime.
3 Die erst nach Fertigstellung der hier rezensierten Arbeit begonnenen Reformen des Kabinetts Abe basieren jedoch auf den gleichen Prämissen, was die andauernde Aktualität und Wichtigkeit der Studie von Hans Martin Krämer unterstreicht.
Krämer den Diskurs über Reformen japanischer Universitäten von der Taishō-Zeit (1912–26) bis zur Besatzungszeit (1945–52), um „Kontinuitäten und Diskontinuitäten in Strukturen und Diskussionen seit der Vorkriegsgeschichte“ aufzuzeigen. Denn, wie Krämer in seiner Studie überzeugend darstellen kann, „der eingeschränkte Blick allein auf die Besatzungszeit [versperrt] die Sicht auf ältere Entwicklungslinien. Nicht alles, was bis 1952 entstand, ist auch erst nach 1945 neu geschaffen worden“ (S. 2). Die Studie von Krämer analysiert, basierend auf einer Vielzahl von Primärquellen, darunter 75 zwischen 1925 und 1941 entstandene Reformpläne zur Hochschulbildung, zunächst den Diskurs um Hochschulreform in den 1920er und 1930er Jahren und vergleicht diesen dann mit den Diskussionen auf japanischer Seite während der Besatzungszeit (1945–52). Krämers Hauptaugenmerk liegt dabei vor allem auf den strukturellen Problemen, die seit den frühen 1920er Jahren im Zentrum der Diskussionen um die Reform des Universitätswesens standen:

– die Frage der Abschaffung der Oberschulen;
– die Frage institutioneller Vereinheitlichung von höheren Fachschulen und Universitäten;
– die Lehramtsausbildung, d.h. die Frage der Aufwertung der höheren Pädagogischen Hochschulen zu Universitäten;
– die Frage des Hochschulzugangs für Frauen;
– und die Frage der Reform der Universitätsverwaltung bzw. der Selbstverwaltung der Universitäten und ihres Verhältnisses zum Kultusministerium.

Wie Krämer in Kapitel III (Besatzungszeit) verdeutlichen kann, waren diese Diskussionsinhalte auch nach dem Krieg noch die wichtigsten Themenstränge in den Diskussionen um die Reform des Universitätswesens, und parallel dazu sind auch Kontinuitäten in der Sprache der Diskussion (S. 229) sowie personelle Kontinuitäten festzustellen. Viele bereits in der Vorkriegszeit diskutierte, initiierte und formulierten Reformvorhaben wurden in der Besatzungszeit von japanischen Bildungspolitikern wieder aufgenommen, was auf Kontinuitäten von Vor- und Nachkriegszeit hinweist, welche wiederum die Bedeutung der von den US-Besatzungsbehörden durchgesetzten Reformen in neuem Licht erscheinen lässt – als nicht ganz so „revolutionär“ wie bisher häufig vermutet. So waren es nach 1945 wieder Begriffe wie Allgemeinbildung, Persönlichkeitsbildung und Chancengleichheit, die die Sprache der Reformdiskussionen prägten (S. 229). Vor allem aber, so Krämer, kann man in den Diskussionen um die Reform der Bildung „als verbindendes Element einen Etatismus entdecken, der zunächst unabhängig von der Form des politischen Systems […] ein Ideal
der Elite“ (S. 246) im Rahmen der Diskussionen um die Reform der Bildung darstellte.

Zu Recht weist Krämer damit die – von Politikern wie Nakasone (und Abe) so häufig angeführte – Binsenweisheit zurück, die US-Besatzungsmacht habe alle ihre geplanten Reformvorhaben nach Belieben umsetzen können, und relativiert durch seine Analyse erfolgreich die bisherige „Überbetonung der Rolle der US-amerikanischen Besatzungsmacht als Urheberin der Nachkriegsreformen“ (S. 19). Diese politisch funktionalisierte Sichtweise – lassen sich doch Reformen von außen oktroyierten Gesetzen und Systemen viel einfacher legitimieren als von solchen mit indigener „Tradition“ – wurde, so Krämer, interessanterweise immer wieder von Studien bestätigt, die sich „einseitig auf US-amerikanische Quellen“ (S. 13) stützen. Kaum verwunderlich, dass viele Mitarbeiter der US-Besatzung dazu tendierten, ihre Rolle zu überschätzen. Andere jedoch bestätigen, dass das Komitee zur Erziehungsreform ein großes Maß an Unabhängigkeit genoss, und dass die Besatzungsbehörden nur „very little pressure“ auf die Beratungen des Komitees ausübten. Wenn ein Vertreter der Besatzungsbehörden an den Sitzungen des Komitees zur Erziehungsreform teilnahm, „dann war es auf Einladung (des Komitees)“ (zit. auf S. 185). Krämer kommt daher zu dem Schluss, dass sich „die wesentlichen Elemente der Hochschulreformen der Besatzungszeit […] auf einen seit Mitte der 1920er Jahrelaufenden Prozess zurückführen lassen. Die Besatzungszeit […] lieferte einen günstigen Rahmen für die Entscheidung zugunsten dieser Reformprojekte“ (S. 255).

Die Frage der Kontinuität oder Zäsur von Vorkriegszeit zur Nachkriegszeit an sich ist natürlich nicht neu, aber die Studie von Krämer wirft Licht auf einen Bereich, der zwar im Mittelpunkt der rezenten politischen Diskussionen um die „Überwindung des Nachkriegsregimes“ steht, in der historischen Forschung aber bisher nur wenig Beachtung fand – die Bildungspolitik. Was aber sagt uns der Nachweis von Kontinuität im Bereich der Diskussionen um die Universitätsreform von der Vorkriegszeit zur Nachkriegszeit über die moderne japanische Geschichte? Zunächst relativieren die Ergebnisse Krämers offensichtlich die noch immer vielzitierte Idee der „Zäsur 1945“ bzw. die Mär von der „Stunde Null“. Die Niederlage Japans 1945 und die Reformen der Besatzungszeit stellten keinen vollständigen Neuanfang dar, wie so häufig

4 Bisher waren Wirtschaftshistoriker und Soziologen, wie Krämer in seiner Einleitung auch verdeutlicht (S. 16), wortführend, wenn es darum ging, Kontinuitäten vor/nach 1945 zu postulieren.

5 Vgl. hierzu auch die jüngste Studie von Satô Takumi, Hachigatsu jûgonichi no shinwa, Tokio: Chikuma Shobô, 2005.
postuliert, nicht alle Reformen der Nachkriegszeit sind offensichtlich einzig und allein Ergebnis der Besatzungspolitik (und somit von außen oktroyiert). Die vorliegende Studie verdeutlicht dies im Falle der Reform des Universitätssystems unmissverständlich. Sie tut dies allerdings – und muss dies tun – unter bewusster Ausklammerung der Erziehungsinhalte, deren Überbetonung in der bisherigen Forschung zur japanischen Bildungspolitik es laut Krämer gerade war, die dazu geführt hat, dass die Zeit vor und nach 1945 als vollständiger Kontrast gegenübergestellt (S. 11), und historische Kontinuitäten vernachlässigt wurden.

Ein größeres Manko als der Verzicht auf die Diskussion von Bildungsinhalten jedoch offenbart sich im Zusammenhang mit der von Krämer gestellten Frage, was uns die Kontinuität in den Diskussionen um Bildungsreform vor und nach 1945 über die Dichotomie der Geschichte Japans im 20. Jahrhundert – vor 1945 Faschismus, nach 1945 Demokratie – führen sollte. Unterstellt Krämer einerseits den Diskussionen der Vorkriegszeit „ein gemeinsames ‚progressives‘ Element […]“, indem breiteren Bevölkerungsschichten der Zugang zu höheren Stufen von Bildung ermöglicht werden sollte“ (S. 84), so „überrascht dieser Befund, wenn man sich die japanische Gesellschaft und das japanische Erziehungswesen der 1930er Jahre als von einem faschistischen politischen System geprägt, durchmilitarisiert und ausschließend vorstellt“ (S. 84). Worauf diese „Vorstellung“ beruht, verrät uns Krämer an dieser Stelle leider nicht und verzichtet auch auf eine Erklärung der Begriffe Faschismus (die er in einer anderen Publikation brillant ausführt,6 in der vorliegenden Arbeit aber nur am Rande angesprochen) und Militarisierung. Vor allem aber widerspricht der Autor im abschließenden Kapitel IV.4 der hier gegebenen Charakterisierung des japanischen Faschismus als „ausschließendes“ System, wenn er die „militaristische und autoritäre Politik der Meiji-Zeit“ (1868–1912) der Epoche einer „neuen Auffassung über die Rolle der Individuen in der Gesellschaft“ gegenüberstellt und die 1930er Jahre, sicherlich zu Recht, zuallererst als „Volksgemeinschaft“ (S. 264), welche nicht zuletzt aufgrund des während der 1930er Jahre immer weiter eskalierenden Krieges notwendig wurde. Mit der Heranziehung der Theorie des „Totalen Krieges“ zeigt Krämer zwar, dass er sich des Problems bewusst ist, ganz klar wird der Widerspruch zwischen Not-

---

6 Krämer, Hans Martin, „Faschismus in Japan: Anmerkungen zu einem für den internationalen Vergleich tauglichen Faschismusbegriff“, in: Sozial.Geschichte 20, 2005, S. 6–32.
wendigkeit der Bildung der „Massen“ zum Zweck der Mobilisierung der gesamten Ressourcen der Nation, auch in wissenschaftlicher und technologischer Hinsicht, auf der einen Seite, und der „ausschließenden“ Tendenz zur Bevorzugung von Eliten im Bildungssystem auf der anderen aber letztlich nicht.

Insgesamt betrachtet glänzt die Arbeit allerdings durch klare Fragestellung und Struktur, durch detaillierte Untersuchung basierend auf einer Fülle von Primärquellen wie auch einer vorbildlichen Aufarbeitung des Forschungsstandes. Für jeden, der sich mit der Geschichte der japanischen Bildungspolitik, vor allem aber mit der Geschichte der japanischen Universitäten beschäftigen will, wird dieses Werk ein unverzichtbares Hilfsmittel sein.
Hoppner, Inge und Fujiko Sekikawa (Red.): Brückenbauer: Pioniere des japanisch-deutschen Kulturaustausches (日独交流の架け橋を築いた人々). München: Iudicium, 2005, 466 S., € 35,00

Besprochen von Christian W. Spang

Bei dem besprochenen Buch handelt es sich um eine Zusammenstellung von Artikeln, die ursprünglich in der Mitgliederzeitschrift der Japanisch-Deutschen Gesellschaft (JDG) in Tokio (Die Brücke) erschienen sind. In Zusammenarbeit mit dem Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin (JDZB) wurden die allesamt von japanischen Autoren verfassten Beiträge von zehn Personen ins Deutsche übersetzt und in dem Buch zweisprachig abgedruckt, was diesem einen besonderen Charakter verleiht und vor allem für diejenigen interessant macht, die sowohl Deutsch als auch Japanisch beherrschen. In der Regel findet man dabei links den japanischen Originaltext und rechts die Übersetzung. Sehr erfreulich ist, dass es der Redaktion gelungen ist, eine paritätische Verteilung zwischen 27 japanischen und 26 deutschen „Brückenbauern“ zu erreichen. Dass einige der beschriebenen Personen zu denjenigen gehören, die die bilateralen Beziehungen eher im Verborgenen förderten, ist eine der Stärken der vorliegenden Aufsatzsammlung.

Ein Schwerpunkt des Bandes liegt auf der Behandlung der Meiji-zeitlichen Rezeption der deutschen Medizin in Japan. Erwin Bälz, Theodor E. Hoffmann, Leopold Müller und Julius Scriba spielten zweifellos eine herausragende Rolle bei der Einführung moderner westlicher Heilkunde in Japan. Wie wichtig die deutschen oyatoi gaikokujin [Kontrakt-Ausländer] waren, zeigt z.B. der Fall Leopold Müllers. Dieser hatte dem Kultusminis-

---

1 Dies führt dazu, dass die Art der Übersetzung unterschiedlich ausfällt. Manche Texte sind relativ frei wiedergegeben, andere bleiben sehr eng am japanischen Original. Im Artikel zu Rudolf Lehmann wäre bei dem japanischen Wort taishoku (S. 338), das hier schulmäßig mit „Ruhestand“ (S. 339) wiedergegeben wird, beispielsweise etwas mehr „Freiheit“ angebracht gewesen, schließlich war Lehmann erst 45 Jahre alt und bereits 15 Monate später erneut in Japan als Lehrer tätig. Dass in manchen Fällen – wie z.B. auf den Seiten 122–23 – die Reihenfolge der Absätze vertauscht wurde, ist – ohne entsprechenden Hinweis – zumindest ungewöhnlich. In dem Text zu Nagai Nagayoshi sind zudem einige Bereiche des japanischen Textes nicht übersetzt und andere, wie z.B. der Hinweis auf Nagais Änderung des eigenen Vornamens (S. 41–42), an unterschiedlichen Stellen eingefügt.
terium einen detaillierten und schließlich weitgehend so übernommenen Unterrichtsplan für ein achtjähriges Medizinstudium vorgelegt (S. 306 sowie 313). Der kurze Beitrag zu Julius Scriba bietet ein eindrucksvolles Beispiel für die von den germanophilen japanischen Ärzten verwendete Fachsprache (S. 208–09): „Kono Kranke wa Unterschenkel ni Phlegmone o hikikoshita“ [„Dieser Kranke hat am Unterschenkel eine Phlegmone [Zellgewebeentzündung] ausgebildet“]. Allein dieses Zitat macht deutlich, dass man ohne fundierte Deutschkenntnisse damals tatsächlich kaum als Arzt praktizieren konnte. In diesem Zusammenhang sind auch die Hinweise zur Übersetzung medizinischer Fachausdrücke auf den Seiten 310–11 aufschlussreich.

Angesichts der vielen Bäckereien und McDonald’s Restaurants in Tokio ist die in dem Buch (S. 366–68) angeführte Tatsache, dass der Marinearzt Theodor E. Hoffmann in den 1870er Jahren Brot als Medizin gegen die Beriberi-Krankheit (Vitamin B1 Mangel) einzusetzen versuchte, ein deutliches Zeichen dafür, wie sehr sich die Zeiten (was das Essen betrifft) geändert haben. Häufig konnten sich die Kranken nämlich nicht an den Geschmack des Brotes gewöhnen und brachen die Therapie aus diesem Grund eigenmächtig wieder ab.

Der eingangs erwähnten Ausgewogenheit bezüglich der Behandlung von Japanern und Deutschen steht eine relativ große Heterogenität bezüglich des Umfangs der jeweiligen Darstellung gegenüber. Während die ausführlichsten Texte bis zu 20 Seiten umfassen und viele (neue) Informationen enthalten, bieten die kürzesten Beiträge, angesichts einer Länge von nur vier Seiten (d.h. je zwei Seiten auf Deutsch und Japanisch), kaum mehr als das, was man jederzeit im Internet finden kann.2 Dass dies u.a. für die Artikel zu so wichtigen Persönlichkeiten wie Katsura Tarō, Aoki Shūzō oder Gotō Shinpei gilt, ist bedauerlich.

---

2 Ein Blick in die Wikipedia Enzyklopädie (Juli 2006) bringt einige ausführliche japanisch-deutsche Personenvorstellungen, z.B. zu Mori Ōgai. Gibt man oyatoi gaikokujin [Kontrakt-Ausländer] ein, bekommt man eine ausführliche Link-Liste, die u.a. die folgenden auch in dem Buch behandelten Deutschen enthält: Franz Eckert (J), Hermann Ende (J), Emil Hausknecht (J), Theodor Eduard Hoffmann (D), Raphael von Koeber (D/J), Klemens Meckel (D/J), Leopold Müller (D), Heinrich Edmund Naumann (D), Curt Adolph Netto (D) und Gottfried Wagener (D). Zusätzlich sind u.a. Erwin Bälz (D/J), Ludwig Loenholm (D), Ottmar von Mohl (D/J), Albert Mosse (D/J), Ottfried Nippold (D), Hermann Roessler (D/J) und Heinrich Waentig (D) aufgeführt, wobei hier „D“ für die Link-Liste der deutschen, „J“ für diejenige der japanischen Seite steht. Auch zu Haushofer (D/J), Kojima (J), Ōshima (J) – nicht jedoch zu Mushakōji – finden sich Einträge bei Wikipedia.
Der lobenswerten Aufnahme weniger bekannter Personen steht das Fehlen einiger wichtiger „Brückenbauer“ gegenüber. Auf deutscher Seite vermisst man beispielsweise unter den besprochenen Gesandten bzw. Botschaftern wichtige Persönlichkeiten wie Karl von Eisendecher³ oder Theodor von Holleben. Weitere Namen, die man vergeblich sucht, sind (in alphabetischer Reihenfolge) Erwin Bälz,⁴ Rudolf Lange, Kurt Meißner, Albert Mosse, Johann J. Rein⁵ und Friedrich M. Trautz, um nur einige zu nennen. Es fehlen auch Hinweise auf Karl Haushofer, Kojima Hideo, Mushakōji Kintomo, Ōshima Hiroshi oder auch Yendō Yoshikazu.⁶ Dies liegt vermutlich darin begründet, dass man jegliche Hinweise auf die faschistoide politische Struktur im Japan der 1930er und frühen 1940er Jahre sowie auf das „Dritte Reich“ vermeiden wollte.

Im Rahmen der Beschreibung einiger japanischer Wissenschaftler der frühen Meiji-Zeit taucht ein paar Mal der Name Wada Tsunashirô auf. Ein Artikel über Wada wäre sehr willkommen gewesen, schließlich hatte er in Deutschland studiert, lange Zeit als Assistent des deutschen Geologen Edmund Naumann (1854–1927) gearbeitet und war 1885 als erstes japanisches Mitglied in die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG) aufgenommen worden.⁷ An dieser Stelle ist anzu-

³ Zu von Eisendecher siehe Peter Pantzer und Sven Saaler, Japanische Impressio-
nen eines kaiserlichen Gesandten: Karl von Eisendecher im Japan der Meiji-Zeit, München: Iudicium, 2007.
⁴ Dass die Nichterwähnung von Bälz ungewöhnlich ist, war wohl auch dem Redaktionsteam klar. Nur so ist zu erklären, dass Bälz als einziger Deutscher im Glossar behandelt wird. Neben ihm ist Itô Hirobumi die einzige Persönlichkeit, die hier kurz vorgestellt wird.
⁵ Zu Rein siehe Matthias Koch und Sebastian Conrad (Hg.), Johannes Justus Rein: Briefe eines deutschen Geographen aus Japan, 1873–1875, München: Iudicium, 2006.
⁶ Haushofer war als bayerischer Militärbeobachter 1909–10 in Japan, später Begründer der deutschen Geopolitik und Duzfreund von Rudolf Heß. Kojima war 1936–38 und 1943–45 Marineattaché in Berlin und nach dem Krieg lange Jahre im Vorstand der JDG tätig, zuletzt als stellv. Vorsitzender. Mushakōji war 1934–37 Japans Botschafter in Deutschland und nach dem Krieg JDG-Vorsitzender. Ōshima war 1921–23 als stellv. Militärattaché, 1934–38 als Militärattaché und 1938–39 sowie 1941–45 als Botschafter in Berlin. Er galt als einer der wichtigsten Förderer der deutsch-japanischen (Kriegs-)Allianz. Yendō, der seinen Namen selber mit „Y“ am Anfang schrieb (weshalb diese Schreibweise hier beibehalten wird), war 1931–34 und 1937–40 Marineattaché in Berlin, dann zwischen Marineadjutant des Tennō. 1941–43 war er Chef des Instituts für den Totalen Krieg (Sôryokusen Kenkyûjo).
⁷ Einen kurzen Überblick über die ersten Japaner in der OAG bietet Christian W. Spang, Anmerkungen zur frühen OAG-Geschichte bis zur Eintragung als Japanischer Verein (1904), in: NOAG, Bd. 179–80 (2006), S. 76–80.
merken, dass im japanischen Text zu Wilhelm Gundert der Name der OAG wörtlich aus dem Deutschen übersetzt ist (Doitsu Higashi-Ajia Shizen-Kagaku Minzoku-gaku Kyōkai), der offizielle japanische Name der seit 1904 als shadan hōjin registrierten Gesellschaft (Doitsu Tōyō Bunka Kenkyū Kyōkai) jedoch nicht berücksichtigt wird. Auch der Beitrag über einen der wichtigsten Repräsentanten der OAG, Rudolf Lehmann (1842–1914), ist in mancherlei Hinsicht ungenau.

Grundsätzlich ist anzumerken, dass die Übersetzung einiger der Texte aus akademischer Sicht wenig Sinn macht, da die japanischen „Originale“ auf deutschen Publikationen basieren und nicht über das dort bereits Gesagte hinausgehen. Dies betrifft insbesondere einzelne Vorstellungen deutscher Diplomaten, die z. T. Kurzfassungen der entsprechenden Texte eines bereits 1974 von Hans Schwalbe und Heinrich Seemann herausgegebenen Buches darstellen. Was in Die Brücke zweifellos sinnvoll ist, nämlich deutsche Beiträge für die überwiegend japanischen Mitglieder der JDG zu kürzen, anzupassen und ins Japanische zu übertragen, wird in der deutschen Fassung zu einer Art Rückübersetzung. Hier greift man besser zu den vergleichsweise ausführlichen Originaldarstellungen.

Bedauerlicher ist auch die Tatsache, dass in den Beiträgen (fast) komplett auf bibliographische Hinweise verzichtet wird. Selbst bei wörtlichen Zitaten fehlen (meist) die entsprechenden Angaben. Mehrfach werden Belegstellen, die im japanischen Text als solche gekennzeichnet sind, ohne entsprechenden Hinweis in den deutschen Text integriert. Dieser Umgang mit Zitaten widerspricht allgemein anerkannten akademischen Gepflogenheiten.

8 Siehe S. 122. An anderen Stellen des Buches wird der japanische Name der OAG korrekt wiedergegeben.
9 Beispielsweise wird Lehmann als Nachfolger von Brandts als OAG-Vorsitzender bezeichnet, was zwar formal nicht falsch ist, aber den Eindruck erweckt, Lehmann habe diesen abgelöst. Tatsächlich war von Brandt bereits 1875 nach Peking versetzt worden. Lehmann war jedoch erst 32 Jahre später (und zwar am 29. und nicht am 19. Mai 1907) zum Vorsitzenden gewählt worden. Nicht ganz korrekt sind die auf S. 340–41 wiedergegebenen Vortragsstitel, die zudem aufgrund des vorausgehenden Satzes im Jahr 1909 zu vermuten wären. Tatsächlich hatte Prof. Dr. Ishikawa am 3. Juli und am 27. November 1907 einen zweiteiligen Vortrag zum Thema „Entwicklungsgeschichte des Riesensalamanders“ gehalten (MOAG XII, Jahresbericht 1907, S. II).
10 Am Ende der jeweiligen Beiträge wird z. T. explizit darauf verwiesen, dass der japanische Text auf folgendem Buch basiert: Hans Schwalbe und Heinrich Seemann (Hg.) (1974): Deutsche Botschafter in Japan 1860–1973. Tokio: OAG. Der Beitrag zu Karl Vogt basiert auf Robert Schinzingers Weihnachtsansprachen, s. Robert Schinzinger, Aus meiner OAG-Mappe. Tokio: OAG, 1981.
11 Siehe hierzu z. B. S. 232–33, S. 254–55 oder auch S. 424–25.
Der Anhang des Buches ist sehr hilfreich. Es stellt sich allerdings die Frage, warum hier das bilinguale Schema durchbrochen wurde. Manche Teile erscheinen in zwei Sprachen (Institutionen des deutsch-japanischen Austausches), einige nur auf Deutsch (Beitrag von Eberhard Friese\textsuperscript{12} und Glossar), andere wiederum ausschließlich auf Japanisch (Aufstellung der ersten „modernen“ japanischen Ausbildungsstätten). Im Glossar bleibt zudem undurchsichtig, warum bei einigen Einträgen die entsprechenden Kanji angegeben sind, bei den meisten jedoch nicht.

Das Buch besticht durch eine gute Ausstattung mit (schwarz-weiß) Bildern sowie die hervorragende Verarbeitung, wobei besonders das glänzende, sehr glatte Papier positiv auffällt. Eine Überraschung erlebt man in diesem Zusammenhang, wenn man das Buch erstmals in die Hand nimmt: Aufgrund der Dicke erwartet man ca. 300 Seiten, tatsächlich sind es jedoch über 450 Seiten, wodurch das Buch auch deutlich schwerer ist, als man zunächst annehmen würde.

Für diejenigen, die sich bisher kaum mit den bilateralen Beziehungen beschäftigt haben, dürften einige der Beiträge (zumal diejenigen über die japanischen Ärzte) z.T. zu viele Namen und Details enthalten. Für Kenner der Kontakte ergeben sich immer wieder neue Hinweise (insbesondere wenn man die einzelnen Beiträge zu verknüpfen versteht), die man allerdings aufgrund des fehlenden Anmerkungsapparates kaum weiterverfolgen kann. Aus der dem Buch zugrunde liegenden Aufgabenstellung hätte man mehr machen können. So wie der Band vorliegt bietet er eine anregende Lektüre – mehr jedoch nicht.

\textsuperscript{12} Obwohl der Text unter dem Titel \textit{Abriss der japanischen Geschichte der Meiji-Zeit} firmiert, behandelt er ausschließlich die Ereignisse der Jahre bis 1878. Dass hier Kaempfer und von Siebold erwähnt werden, führt zu der Frage, warum diese in dem Buch nicht vorgestellt werden – zudem angesichts des Untertitels des Buches. Entweder man hätte diese Frage durch eine eindeutige zeitliche Beschränkung im Titel lösen können oder aber durch einen Hinweis darauf, dass beide nicht als „Deutsche“ in Japan tätig gewesen waren, sondern als Vertreter der niederländischen Ostasienkompanie.
Wang, Ping: *Jindai Riben de Yaxiya zhuyi* [Modern Japanese Asianism]. Beijing: Shangwu Yinshuguan, 2004, 388 pp., 22 Renminbi

Reviewed by Torsten Weber

In a recent volume of the publishing house Iwanami’s well-received “Intellectual Frontier” series, simply titled *Ajia/Nihon* [Asia/Japan], Yonetani Masafumi suggests to re-visit “Japan’s entangled relationship with Asia” by starting from Sun Yat-sen’s famous “Greater Asianism” address of 1924. Given in Kôbe to a mainly Japanese audience, Sun’s speech highlights “the ambiguity of solidarity (rentai) and invasion (shinryaku) contained in the Asian solidarity thesis (*Ajia Rentai Ron*)”,¹ Yonetani states. Owing to its wide circulation in Japan until 1945, Sun’s “Greater Asianism” has become an important part of modern Japanese consciousness of Asia. While in large sections of his speech Sun praised the Japanese for their civilisational achievements and successful resistance against Western aggression, towards the end he warned Japan not to become “the watchdog of Western rule of might” (badao, Jp. hadô) but to function as “the stronghold of Eastern rule of virtue” (wangdao, Jp. ôdô) instead.² Indeed Japan, as having to choose between joining “the West” and adopting Western imperialism on the one hand or opting for “the East” and promoting Eastern solidarity on the other is a pre-dominant topic in Japanese discourse on Asia, most famously expressed by Fukuzawa Yukichi’s “Leaving Asia”-thesis (*Datsu A Ron*). Whereas Fukuzawa in 1885 had strongly rejected Japanese attempts to revive Asia together with its neighbours, which he denounced as the “bad company of East Asia”, Sun in 1924 appealed to the Japanese for a “Greater Asianism to restore the status of the Asian peoples”. Between both statements, but also after and before them, many debates on Japan’s relationship with Asia, on Japanese ‘Asianity’, and on Asia’s significance for Japan and vice versa, arose in Japan. In the past decades the diversity of such expressions of Asia consciousness (*Ajia ninshiki*) has received much attention by

¹ See Yonetani Masafumi, *Shikô no furontia: Ajia/Nihon*, Tokyo: Iwanami Shoten, 2006, p. iii. Yonetani identifies *Ajia Rentai* as an ideal inherent in Asianism (*Ajiashugi*); see p. v.

² For Sun’s speech and contemporary reactions see Chin Tokujin and Yasui Sankichi (eds.), *Son Bun kôen ‘Dai Ajiashugi’ shiryô shû*, Kyoto: Hôritsu Bunkasha, 1989; quotes from p. 80.
Japanese scholars of modern history. Similarly to Yonetani, many of them have attributed particular significance to the concept of Asianism (Ajia-shugi). In fact, from a Japanese perspective modern Asia appears unthinkable without thinking of Asianism at the same time.

Unlike Anglophone scholarship, which only of late has embarked on discussing Asianism as a part of modern Japanese Asia consciousness, scholars on mainland China have long shared with their counterparts in Japan this interest in Asianism and its implications for modern Japan’s relationship with Asia, in particular with China. However, until relatively recently, the political function of studying Japanese Asianism as a mere jargon for imperialism and aggression could hardly be overlooked. This position was fundamentally challenged when, in 2000, Sheng Banghe, history professor at Shanghai’s East China Normal University, argued in the prestigious Lishi Yanjiu [History Research] journal for a more refined interpretation of Japanese Asianism. Before Asianism “turned right” to become the ideology behind Japan’s continental policy of expansionism, he contended, it had aimed at promoting an “Asian alliance” (Yazhou tongmeng, Jp. Ajia dōmei) and proposed “Sino-Japanese mutual help and guidance” (Zhong-Ri lianxie, Jp. Chū-Nichi renkei) as a means of resistance against the Western powers. This partially “positive” interpretation of Japanese Asianism, which Sheng supported by extensive references to pro-Chinese Japanese writings from the early- and mid-Meiji periods, met with fierce criticism from some Chinese scholars who reiterated the orthodox view of Asianism as being nothing but “Greater Japanism” and a “product of Japan’s march towards im-

---

3 See Furuya Tetsuo’s praised edited volume Kindai Nihon no Ajia ninshiki, Tokyo: Ryokuin Shobō, 1996, which contains a separate chapter by the editor on “Asianism and its circumference”, and Yamamuro Shin’ichi’s state-of-the-art Shisō kadai toshite no Ajia, Tokyo: Iwanami Shoten, 2001, which dedicates one third of the book to “Asianism as Entwurf” (Tōki toshite no Ajia-shugi). Many additional references to Asianism and the Asia solidarity thesis can be found in both books.

4 Sven Saaler and J. Victor Koschmann (eds.), Pan-Asianism in Modern Japanese History: Colonialism, Regionalism and Borders, London and New York: Routledge, 2007, is the first book in English entirely dedicated to Japanese Asianism.

5 Sheng Banghe, “19 shiji yu 20 shiji zhi jiaode Riben Yazhou zhuyi” [Japanese Asianism in the Transitional Period from the 19th to the 20th century], in: Lishi Yanjiu, 3/2000, 125–35; here p. 125.

6 Wang Xiangyuan, “Cong ‘he bang’, ‘yi ti’ dao ‘da yaxiya zhuyi’: Jindai Riben qinhua lilun de yi zhong xingtai” [From ‘merged states’, ‘an integral whole’ to ‘Greater Asianism’: A theoretical form for Japanese invasion of China in modern times], in: Huaqiao Daxue Xuebao (Zhexue shehui kexue ban), 2/2005, 77–84; here: 77. See also Wang Xiangyuan, Riben dui Zhongguo de Wenhua qinlüe: Xuezhe, Wenhuaren de qinhua zhanzheng [Japan’s cultural invasion of China: The Invasive war of scholars and intellectuals against China]. Beijing: Kunlun Chubanshe, 2005.
perialism”, providing Japan with “a theory for invasion”. However, Sheng’s progressive interpretation marked the start of a gradual re-evaluation of Japanese Asianism by Chinese scholars of which the book under review can be regarded as representing a current peak.

Wang Ping’s meticulous study, for which she undertook research at the University of Tokyo in 2000/2001, deserves particular attention mainly for three reasons. Firstly, while articles on Asianism have been published in China in great number, Wang’s study constitutes the first Chinese monograph on Japanese Asianism. In fact, it may well be one of the first monographs ever published on this subject outside of Japan. Secondly, unlike many other Chinese works on modern Japan history, her study is well informed by recent Japanese scholarship, and she supports her analysis with extensive references to Japanese (not Chinese) secondary literature. Thirdly, and most importantly, the overall tone of her study is “relatively rational and extremely neutral”, as one Chinese reviewer criticised. This is all the more noteworthy as Wang is by no means a pariah in her field but a member of the Institute of Japanese Studies at the state-run Chinese Academy of Social Sciences and also a frequent commentator of Sino-Japanese relations for the central organ of the Chinese Communist Party, the People’s Daily newspaper (Renmin Ribao). Although it may be too much to conclude that her book marks the beginning of a paradigm shift in official Chinese historiography of modern Japan, it doubtlessly stands out as a powerful renunciation of orthodox Chinese study of modern Japanese history (which Wang largely ignores) and as a timely contribution to international scholarship on Japanese Asianism.

Wang’s choice of the term Yaxiya zhuyi [“Asianism”] in the title and throughout her book may already be regarded as an act of political incorrectness, from a Chinese point of view. In China, Japanese Asianism is traditionally referred to as Da Yaxiya zhuyi or Da Yazhou zhuyi (both meaning “Greater Asianism”) in a negative sense, stressing Japanese ambitions to create and rule a “Greater Asia”. Wang clings to the negative connota-

---

7 Qi Qizhang, “Riben Da Yaxiya zhuyi tanxi: Jianyu Sheng Banghe Xiansheng shangque” [Exploring Japanese Greater Asianism: A Discussion with Mr. Sheng Banghe], in: Lishi Yanjiu, 3/2004, 132–45; here p. 132.

8 Online-Review by Liu Jingyu (Northeast Normal University, Changchun), http://sohac.nenu.edu.cn/asia/dsypl/text-3/liujingyu.htm (last access 7 June 2007).

9 Sun Yat-sen’s Kobe speech is treated as an exception because it was originally published under the title “Greater Asianism”. Wang, too, hastens to explain that Sun’s “Greater Asianism” is not to be confused with Japanese “Greater Asianism” but rather belongs to the category of Japanese “Classical Asianism” (for definition see below); see Wang, p. 20.
tions of “Greater Asianism”, but she only uses the term for a specific sort of Asianism – “expansive Asianism” – whereas she chooses the more neutral “Asianism” as her overall term. Historically, a strict division between “Asianism” and “Greater Asianism” is arguable because both terms (and a third, “Pan-Asianism”) were mostly used synonymously by contemporaries. At any rate, Wang’s message is clear: “Asianism cannot indiscriminately be called invasionism” (17) and, from a scholarly point of view, is not to be used in a “praising” or “downgrading” sense but as a “neutral term” (25).

Wang’s elaborate definition of Asianism underlines her de-politicised understanding of historical Asianism further. According to Wang,

[Modern Japanese ‘Asianism’ means a sort of representative political thought and its corresponding behaviour that is related to Japanese views on Asia. It took shape during a time of crisis due to intensified aggression by Western powers against the East and revolved around the question of how to understand concepts of ‘East’ and ‘West’. As a result of the complicated and particular historical development process which modern Japanese Asianism underwent, it displays the three forms of Classical Asianism (Gudian Yaxiya zhuyi, Jp. Koten Ajiashugi) emphasizing equal cooperation in Asia, of Greater Asianism (Da Yaxiya zhuyi, Jp. Dai Ajiashugi) emphasizing expansion, and of the “Greater East Asian Co-Prosperity Sphere” which implemented the invasion of Asia. In the course of its formation, development, and extinction, modern Japanese Asianism completed its historical process as a qualitative transformation from “Reviving Asia” (Xing Ya, Jp. Kô A) to “Invading Asia” (Qin Ya, Jp. Shin A). (15)

Similarly to Sheng, Wang emphasises that Asianism cannot be studied detached from its historical context of a “Western threat” which did not automatically lead to a Japanese formulation of a blueprint for Japanese aggression. Rather, for Wang as for Sheng, in the early period “Classical Asianism” stood for cooperation and representatively expressed itself in the Asian Solidarity thesis (Ajia Rentai Ron). This interpretation is reminiscent of the minimal definition of Asianism as “solidarity of the Asian countries” (Ajia shokoku no rentai)¹⁰ by Takeuchi Yoshimi who, more explicitly

¹⁰ Takeuchi Yoshimi, “Ajiashugi no tenbô”, in: Ajiashugi (Gendai Nihon shisô taikei, Vol. 9), ed. by Takeuchi Yoshimi, Tokyo: Chikuma Shobô, 1963, p. 14. There is still no published English translation of this classical text. An excellently annotated German translation is now available in Japan in Asien: Geschichtsdenken und Kulturkritik nach 1945, edited and translated by Wolfgang Seifert and Christian Uhl, München: Iudicium, 2005.
than Wang, linked early Asianist thought to the Freedom and Popular Rights Movement of the 1880s.

Not entirely in accordance with her chronological definition, Wang’s study nominally falls into three larger topical parts: Asianism as “thought”, as “behaviour”, and as “diplomatic strategy”. However, Wang understands these divisions non-exclusively and ultimately gives preference to a historical narrative along the above-mentioned temporal units (formation, development, extinction) rather than clinging to her thematic structure. It should further be emphasised that Wang, even where she discusses Asianist action and diplomacy, generally comprehends Asianism as intellectual (not social or diplomatic) history and therefore studies, with few exceptions, writings by intellectuals expressing a particular consciousness of Asia.

In the first part (“Asianism as thought”) she focuses on the time between the foundation of the Shin A Sha [Rouse Asia Society] in 1878, assumedly the first Asianist organisation, and the foundation of the Tōa Dōbunkai [East Asia Common Culture Association] by Konoe Atsumaro in 1898 (chapter 2). In chapter 3, we are reminded of Okakura Tenshin’s views of Oriental and Occidental civilizations and his formulation of “Asia is one”, which Wang regards as the “solid theoretical base of Asianism” (84). The fourth chapter is concerned with Asianist plans for “concrete action” and studies Tarui Tōkichi’s proposed solution of the Korea problem (Dai Tō Gappō Ron) and Miyazaki Tōten’s commitment to a Chinese revolution. Wang regards this “formative period of Asianism” (1878–1898) as representing “Classical Asianism”.

The second part (“Asianism as behaviour”), examines how the work of groups such as the Gen’yōsha and the Kokuryūkai (chapter 6), which Wang classifies as the national essentialist branch (guocui pai, Jp. kokusui ha) of Asianism, together with Kita Ikki’s “reformist” Asianism (chapter 7) and Ishiwara Kanji’s Tōa Renmei movement (chapter 8) replaced solida...
Shin Chitsujo) of 1938 and the following debates on the “East Asian Common Body” (Tôa Kyôdôtai Ron), the “East Asian League” (Tôa Renmei Ron), and the “Greater East Asian Co-Prosperity Sphere” (1940). Indirectly, Wang herself admits her inconsistency regarding temporal divisions when she states that “with the appearance of the Greater East Asia Co-Prosperity Sphere policy, Asianism too changed into an empty slogan void of any thought but completely overlapping with the mainland policy of the Japanese government” (209).

As can be seen from this brief overview of the contents of her book, Wang chronologically covers the “usual suspects” of Asianist thought and, to a lesser extent, behaviour. Although she must be credited for introducing some hitherto little-studied contemporary writings, such as pro- and anti-Asianist contributions to a special “Greater Asianism” edition of the journal Nihon oyobi Nihonjin (October 1924), the bulk of her sources is well-known and has been studied in some depth by Japanese scholars and frequently, albeit dispersed, appear in Anglophone scholarship, too. Unfortunately, some major primary writings that obviously influenced the understanding of “Asianism” by contemporary Japanese, such as Kodera Kenkichi’s Dai Ajiajshugi Ron [On Greater Asianism, 1916] or Ukita Kazutami’s “Shin Ajiajshugi” [New Asianism, 1918] are neglected. Similarly, Wang omits important non-Japanese or international contributions to Asianist thought and behaviour, such as the revolutionary efforts of the Asian Solidarity Society (Yazhou Heqinhui/Ashû Washinkai), Rabindranath Tagore’s and Rash Bihari Bose’s pan-Asian writings, and Chinese affirmations of Asianism after 1940 (Wang Jingwei, Lin Baisheng, Zhou Fohai) despite their wide publication and reception in contemporary Japan. While Sun Yat-sen’s “Greater Asianism” is discussed in brief (22–24), the reception of his speech in Japan and various claims to the prerogative of its interpretation in the decades after Sun’s death (1925) are completely excluded.

Intellectually most stimulating are Wang’s brief excursus in four subchapters to discuss Asianism versus “Europeanism” (Ôkashugi), versus Japanism (Nihonshugi), versus National Essentialism (Kokusuishugi), and

11 For the first in-depth discussion of Kodera’s book in English see Sven Saaler, “The Construction of Regionalism in Modern Japan: Kodera Kenkichi and his ‘Treatise on Greater Asianism’ (1916)”, in: Modern Asian Studies 41, 2007 (forthcoming).

12 Among the numerous studies of Ukita, Hiraishi Naoaki’s “Kindai Nihon no Kokusai Chitsujo kan to ‘Aijajshugi’”, in: Tokyo Daigaku Shakai Kagaku Kenkyûjo (ed.), 20 seiki shitsutemû 1: Kôsô to keisei, Tokyo: Tokyo Daigaku Shuppankai, 1998, pp. 176–211, provides the most detailed analysis of Ukita’s theory of Asianism in relation to that of his contemporaries.
versus Militarism (*Gunkokushugi*). In these short digressions from her historical narrative Wang re-visits Asianism in its contemporary intellectual context and examines differences between and similarities with prevailing ideas in Meiji-, Taishō- and early Shōwa-Japan. “Classical Asianism” à la *Ajia Rentai Ron* and Japanism as advocated by Takayama Chogyū (1871–1902), for example, “had nothing in common”, Wang concludes, while later expressions of *Nihonshugi* and appeals to the “Japanese spirit” in early Shōwa were “one and the same with expansive and invasive Greater Asianism and the Greater East Asia Co-Prosperity Sphere” (148).

In spite of the fact that such comparisons are useful to remind us that Asianism itself had different meanings at different times and that Asianism was contested by and developed in relation to other common ideas at the time, Wang’s approach is prone to generalisations and somewhat limited by her definitions of the respective terms. As controversial debates in contemporary journals show, *Asianism* (and *Nihonshugi* or *Kokusuishugi*, for example) did not only have one meaning at one time, but had several different meanings argued for by different debaters at the same time. Wang’s case would have been stronger if she had referred directly to debates between Japanese who argued, for example, for Internationalism and against Asianism or for Asianism and against *Nihonshugi*.

The conclusion of the book provides an insight into the continuous appeal that “Asianism” as a concept still exerts today. Positioning herself against a “New Asianism” put forth by Tokyo’s governor Ishihara Shintarō and the former Prime Minister of Malaysia, Mahathir Mohamad,13 Wang herself argues for a “New Classical Asianism”. In a passionate statement she rejects any particularistic claims for “Asian values” and “Asian thought”, or hegemonic hopes for an “Asian century”, but argues instead for non-exclusive regional cooperation based on “horizontal contacts” (*hengxiang xiaowang*, Jp. *yokomuki kōō*, 367). If common interests, common terminology, and a “neutral” approach are essential for such contacts and cooperation, Wang’s book itself may be seen as one step towards a partial realisation of a “New Classical Asianism” by bringing international – in particular East Asian – scholarship of modern Japanese history closer together.

---

13 Wang refers to Mahathir Mohamad and Ishihara Shintarō, ‘*No’ to ieru Ajia*, Tokyo: Kōbunsha, 1994. For this and alternative versions of “New Asianism” or “Neo Asianism” see also Sven Saaler, “Pan-Asianism in modern Japanese history: Overcoming the Nation, Creating a Region, Forging an Empire”, in: Saaler and Koschmann (2007), pp. 1–18, here pp. 16–18 (see footnote 4 of this review).
Both in the context of conventional Chinese scholarship on modern Japan and of international scholarship on Japanese Asia consciousness, Wang’s book stands out as a milestone. As such and as an up-to-date and detailed compendium of more than a century of Asianist thought and behaviour her painstaking *Modern Japanese Asianism* deserves a wide readership among scholars of modern Japan.
Tsujimura, Natsuko: *An Introduction to Japanese Linguistics* (Second Edition). Malden *et al.*: Blackwell Publishing, 2006, 510 pp., $49.95

*Reviewed by Peter Backhaus*

To start with a clarifying note, *An Introduction to Japanese Linguistics* is not an introduction to the discipline of linguistics in Japan, but a linguistic introduction to the Japanese language. It is intended to serve “as a descriptive source and a theoretical foundation for an audience that includes students and scholars in linguistics as well as those who are interested in the Japanese language more generally” (xiii). The book was first published in 1996. The second edition, which is under review here, has been considerably revised and contains several new features. It is over 100 pages longer than the 1996 edition. It consists of an introductory chapter and seven main chapters on phonetics, phonology, morphology*, syntax, semantics*, linguistic variation*, and language acquisition** (* = considerably revised; ** = newly added). Each of the chapters ends with a list of suggested readings and an exercise section.

Chapter 2 provides a brief account of the phonetic inventory of Japanese and the basic phonetic terminology used to describe it. Consonants and vowels are discussed in separate sections, each starting with an account of the sounds of the English language.

Chapter 3 is about phonology. It discusses the most fundamental phonemic rules in Japanese such as the devoicing of high vowels, assimilation of syllabic /n/, different phonetic realizations of /s/ and /t/, and verbal conjugation rules. It also deals with the problem of sequential voicing (*rendaku*) and discusses at length the differences between mora and syllable, a topic that will recur on various occasions throughout the book. Other characteristics of the Japanese sound system discussed are accentuation, phonemic rules in forming mimetics, patterns of loan word integration, some properties of casual and fast speech, and constraints on word length.

Chapter 4 is an introduction to Japanese morphology. It starts with an account of the basic morphological categories. After a general introduction to morpheme types, Tsujimura discusses issues of word formation.

---

* This review appeared originally in the LINGUIST List at http://linguistlist.org/issues/18/18–1030.html.
These include affixation, compounding, reduplication, clipping, and borrowing. In this context, she also introduces the role of the head in word formation patterns (Righthand Head Rule). The second edition comprises additional sections on transitive and intransitive verb pairs, another topic to be taken up several times in the course of the book; nominalization of verbs, adjectives, and whole phrases; and formation rules for noun-verb and verb-verb compounds. Particularly this latter issue is discussed at some length with regard to morphosyntactic problems such as transitivity and argument structure. Despite some unavoidable redundancies, the new sections fit in well with the other parts of the chapter.

The subject matter of chapter 5 is syntax. Though in this chapter no noteworthy additions have been made, it remains the core chapter of the book, covering more than 120 pages in total. It starts with introducing some of the key notions in syntactic theory and exemplifies how they map Japanese syntactic structures. The second section briefly discusses transformational rules, mainly focusing on English. Word order and scrambling are examined in the next section, which revolves around differing theories concerning the hierarchical deepness of Japanese syntactic structure. Subsequent sections discuss null anaphora and zero pronouns; characteristics of the Japanese reflexives \textit{zibun} and \textit{zibun-zisin}; properties of the Japanese subject and two “diagnostic tests” to identify it; passives, causatives, and causative passives; relative clauses; unaccusative and unergative verbs; and light verb constructions (verbal noun + \textit{-suru}). The closing section is intended as a brief update on more recent developments in phrase structure rules, mainly \textit{X’} Theory and its application to Japanese. This section must be understood against the backdrop that, as Tsujimura acknowledges in her introduction to the chapter (206), the analyses provided do not always reflect the most current developments in syntactic theory. However, as a general introduction to the properties of Japanese syntax and its linguistic analysis, the chapter can be considered more than sufficient.

Chapter 6 deals with semantics. It has been completely revised and – as a result – is much more clearly structured than in the 1996 edition. The first section on word and sentence meaning is intended to introduce the reader to some semantic basics including meaning relationships between words (homonymy, polysemy, antonymy), truth conditions, metaphors and idioms, deictic expressions, and mimetics. The next section examines tense and, particularly, aspect. As a matter of fact, it focuses on verbs and verbal morphology, including forms such as \textit{-te iru}, \textit{-te aru} and \textit{-te simau}, and compounds such as \textit{-hazimaru}/\textit{hazimeru} and \textit{-owaru}/\textit{oeru}, among others. The analysis also casts light on some interesting interfaces with syntax (argument structure) and morphology (verb inflections). The third section ex-
amines some more syntax-semantics relations of the Japanese verb and in cross-linguistic perspective. Most welcome in this chapter is a newly added section on pragmatics. It starts with Grice’s cooperative principle and points out how intentional deviation from his four maxims can be construed as meaning beyond the sentence level. Pragmatic characteristics of Japanese that are discussed are the organization of information structure by means of the particles -wa (topic) and -ga (subject), among others, and the predicate morphology desu (formal) vs. da (informal). No direct reference to politeness phenomena is made at this point, probably because the issue is taken up in a separate section in the next chapter. The section ends with presenting some fascinating examples of relative clauses that demonstrate the relevance of contextual information with regard to both meaning construal and grammaticality of an utterance.

Chapter 7 is on language variation. It has been reorganized to some extent as well. It starts with a section on regional variation that reminds the reader that Japanese comprises much more than the so-called standard language spoken in the greater Tokyo area. The residuary two sections deal with sociolinguistic problems: “Styles and Levels of Speech” is an extended version of the section called “Honorifics” in the first edition. Particularly important are some new paragraphs commenting on the considerable gap between ideological norms about honorifics and their real usage. The concluding section on gender differences makes a similar point. After discussing the most frequently quoted gender markers (personal pronouns, sentence-final particles, beautification, etc.) Tsujimura refers to some recent empirical research suggesting that many of the classical gender differences in Japanese do not hold water when the linguistic practices of “real people” are considered.

The newly added Chapter 8 deals with language acquisition phenomena, i.e., how children learn to speak Japanese. The first section works out various regularities in Japanese children’s language with regard to moraic structure, the lexicalization of mimetics, and the marking of tense and aspect. This theme is followed up in the next section, which is on speech errors resulting from overgeneralizations. Issues discussed include inflectional morphology in negation, case particles (indiscriminate use of -ga to mark the first NP in a sentence), and prenominal modification (over- and undergeneralization of -no). Theoretical approaches to verb acquisition are dealt with in the next section, which juxtaposes the syntactic and the semantic bootstrapping hypotheses and discusses problems of each of the two when applied to Japanese. The closing section is on acquisition phenomena in the realm of pragmatics that attest to children’s amazingly high awareness of issues such as honorifics and gender distinctions from an early age on. Since this new chapter deals with issues from each of the
linguistic levels discussed in the previous chapters, its attachment at the end of the book has been a wise decision.

An Introduction to Japanese Linguistics is an extensive and well-organized linguistic account of the Japanese language that will serve as an extremely helpful source of reference to everyone interested in Japanese and its linguistic analysis. Among the many creditable points of the book is that the discussion frequently centers around some linguistic problem (e.g., mora vs. syllable, rendaku patterns, transitive vs. intransitive verbs) that re-occurs in the later parts of the book. This way of organization is very stimulating in that it invites the reader to look beyond one single linguistic level of analysis in order to understand a linguistic phenomenon. Another strength of the book is its well-balanced use of English examples and its general focus on common points rather than differences between the two languages.

With special regard to the second edition, I have already mentioned that the revisions, particularly in the chapters on semantics and on linguistic variation, clearly enhance the quality of the book as a whole. The same holds true for the new chapter on language acquisition. Further noteworthy in this respect is that the exercise sections and the lists of suggested readings have been updated and adapted to the new contents. The new edition thus is clearly more than a mere reprint of the 1996 version.

On a general note, some readers may be surprised by the striking differences in coverage of the linguistic subfields. Thus, syntactic problems are discussed on over 120 pages, whereas the language variation chapter covers only 20 pages, ten less even than in the first edition. However, since Tsujimura explicitly mentions this discrepancy in her new Preface (xiii), we may be looking forward to the book’s third edition. In this context, it should also be mentioned that a brief introduction to the Japanese writing system would be highly welcome. Though the primary goal of the book is “to examine spoken Japanese” (xiii), many readers would certainly profit from some background information on its graphic representation as well. Moreover, this would considerably add to the general understanding of phenomena such as the moraic structure of Japanese, rendaku rules, or the integration of English loan words. The discussion of these issues at times appears unnecessarily complicated owing to missing references to the Japanese writing system.

In the same vein, it would be desirable to include a brief paragraph stating more explicitly that the Kunrei rather than the Hepburn transliteration system is used (mentioned only once on p. 5 in brackets), but that Japanese loan words in English are usually based on Hepburn rules. This would prevent confusing readers not too experienced with Japanese, who may be puzzled by the co-occurrence of terms like susi and sushi throughout the
book. One last suggestion for future editions of the book is a brief bilingual glossary of technical terms, which would no doubt be highly appreciated by both Japanese and English readers.

All in all, the second edition of *An Introduction to Japanese Linguistics* is not only a stimulating and well-structured textbook, but an essential source of reference to everyone interested in the linguistic analysis of Japanese.
Galan, Christian and Jacques Fijalkow (eds.): *Langue, lecture et école au Japon*. Arles: Edition Philippe Picquier, 2006, 405 pp., € 20.00

Reviewed by Patrick Heinrich

*Langue, lecture et école au Japon* features 18 papers in French addressing the issue of learning how to read and write Japanese. Five papers deal with issues concerning the Japanese writing system and four papers each discuss Japanese schools, pedagogy and history, respectively. The book closes with an epilogue by Jacques Fijalkow. It further includes an introduction by the editors and a brief explanation of the Japanese writing system. The book under review adds to existing Western literature on written Japanese, which so far has explored issues as various as the history of writing, script reforms, language and technology, writing systems and language on signs. Extending the topic to written language learning represents a welcome contribution to the field. The issue so far has only been addressed in Galan’s (2001) doctoral thesis, albeit with a narrower and more historical focus.

Since the book results from a conference which was convened in Toulouse in 2003, some papers partly overlap in their contents and at times even make contradictory claims (for instance whether Chinese characters are ideographic or not). Rather than a coherent monograph, *Langue, lecture et école au Japon* thus is a collection of papers approaching the issue of learning how to read and write in Japan from various perspectives. Since 18 papers on more than 400 pages constitute a hefty task to the reader (and the reviewer), papers adding new insights to the issue of written Japanese will be given more attention in the following.

The first three papers by Jean-Pierre Jaffré, Anne-Marie Christin and Irène Tamba discuss general characteristics of the Japanese writing system. Since they address issues which have largely been dealt with in previous works of Japanese Studies (e.g. Seeley 1991, Twine 1991) and on writing systems (e.g. Coulmas 1996), they are mainly relevant to French students with no or limited knowledge of Japanese. The fourth paper by Patrick Beillevalaire traces the history of writing in Okinawa. It attends to issues as broad as diglossia (with Chinese and Japanese as high varieties and the local languages as low varieties), the adaptation of Japanese kana in order to write down the local languages, pre-modern language learning and scholarly exchange, modern linguistic studies and language policy in the archipelago.
Beillevaire’s account is followed by Yazawa Makoto’s comprehensive description of Japanese text processing. His account of the development of word processors in Japan of the late 1970s and the codification as well as the input and conversion of written characters on personal computers and, later on, mobile phones, provides the reader with many fascinating details. On the basis of this meticulous overview, Yazawa, argues that recent technological changes should be considered more thoroughly in language education as recent technology has forever changed the practices of reading and writing in Japan.

Four papers deal with language education in Japanese schools. Horio Teruhisa’s contribution criticizes existing teaching practices. He singles out several problematic points including missing pedagogic freedom, lack of psycholinguistic knowledge, social inequality arising from more specific training in private schools as well as lack of consideration of pre-elementary school education. It is argued that the reduction of schooling from six to five days a week in 2002 has led to a stronger reproduction of social inequalities. A first key issue to counter such negative consequences of the education reform, Horie argues, would be to relieve teachers from too heavy administrative responsibilities and to increase their autonomy in lesson design.

Nanba Hirotaka’s contribution sheds lights on how current practices of teaching written Japanese underlie the Japanese performance in the PISA test. Despite Japan’s comparatively high scoring, a weakness in grasping the broader meaning of texts, in particular regarding explanatory and argumentative text types, was noted among Japanese students. This, according to Nanba, is due to the fact that discussions of texts focus strongly on tracing particular information while discussions of one’s own position towards the contents is treated rather lightly, if treated at all. He argues for a shift in paradigm, from trees to forest, in his own words, and, towards this end, suggests specific measures of how spaces of argumentations, in which all texts are embedded, can be taught in Japanese classes. Next, Claude Lévi Alvarés gives an account of national language teacher training and recruitment practices as well as the criticism of these very practices by the Japanese Teacher Association. The retirement of the baby-boom generation teachers and the large-scale increase of new recruitments have put existing practices under further pressure. Shutô Hisayoshi’s paper, which concludes this section, is a historical overview of teaching reading and writing in Japan.

Four papers on pedagogy follow. Norimatsu Hiroko examines pre-elementary kana studies by means of capped verses (shiritori). The presentation and discussion of several large scale empirical studies on capped verses on one hand, and reading and writing abilities on the other, reveal
that it is easier for children to cap the initial rather than the final syllable, that the ability to find a word starting with the capped syllable is strongly linked to the ability to read and write, but that teaching of written language is already possible when children can isolate the initial syllable. Finally, children’s ability to recognize syllables develop from initial to final and then to complex syllables.

The two subsequent papers, by Kawakami Sachiko and by Amano Kyoshi, deal with teaching practices of written language. They give many details on learning problems and the way they are dealt with in Japanese national language education. It is revealed, amongst other things, that children have started learning to read and write Japanese at an increasingly young age in the last half century, beginning today mostly at the age of three. The shift from active to passive mastery of Chinese characters in the course of school education results in the fact that, starting from the third year of elementary school, approximately one third of a class experience difficulties in writing some characters they were supposed to have already mastered. This is a figure which corresponds to that of other countries. In 1999, nevertheless, the Ministry of Education has reacted to this gap between active and passive kanji proficiency and now requires children only to be able to correctly write those characters which have been taught in the previous school year. The section on pedagogy concludes with an analysis of recent textbooks by Yasuhiko Tsukada.

In the history section, Kobayashi Akemi explores reading in Japan in the 8th and 9th century. The period under consideration experienced emancipation from reading as practiced in China, resulting in the development of Japanese pronunciation norms after enormous efforts had been made to keep in sync with the Chinese readings for two centuries. Reading Chinese characters in Japanese required that knowledge of reading Chinese characters in Chinese stopped being a requisite for those recognized as language specialists (oto no hakase). The paper thus gives fascinating insights into the language management efforts of that period. Similarly intriguing is Peter Kornicki’s account of female readers of the 17th century, a period which marked the beginning of a popularization of reading and writing in Japan. What was considered to be adequate reading for women was a controversial issue as many female readers preferred the Japanese classics over the Chinese moral and didactic literature recommended to them (by men). Besides gendered ideologies on reading, the paper describes how Japanese women turned to the Heian period as a source of aesthetic inspiration at a time when reading and erudition in general largely meant being versed in Chinese matters. Women’s choices on literature, in a way, projected a more general shift which took place two centuries later during the Meiji Restoration. The following paper by Richard
Rubinger on illiteracy in Meiji Japan is largely based on a previously published paper in English (Rubinger 2000).

The last paper in this section is by Christian Galan, who sets out to deconstruct what he calls the myth of total literacy in Japan. This is overdue since the idea that Japan has achieved a rate of literacy unmatched by any other society in the world is both long standing and often repeated, despite the lack of empirical data to support such staunch claims. Rather, as Galan emphasizes, total literacy is wishful thinking of powerful language ideologues that hides language problems of a large part of the Japanese society (see Mashiko (2001) for a similar criticism). Galan traces back the origin of this view in post WW II Japan to works of Dore (1965) and Passin (1965) and demonstrates how their ideas were repeatedly reproduced and recontextualized. Just as many other countries already do, Japan, Galan argues, must differentiate between the history of education and the history of literacy. While he severely undermines the credibility of the claim that Japan has a literacy rate unparalleled by that of any other developed society, Galan does not tell us why such beliefs exist in Japan, and nowhere else. In other words, he does not trace them back to modernist Meiji language ideology which had to prove to the West that Japan, its language and its culture, was just as good as its Western counterparts. As the first country ever to overcome the Western bias towards non-Western countries, Japan needed to develop thick layers of empowering ideology (Gluck 1985). The myth of total literacy is a manifestation thereof – deconstruction of such discourse a requirement for overcoming (linguistic) modernity.

In the epilogue, Jacques Fijalkow discusses the contributions of the book in the light of psycholinguistic and pedagogical findings as well as ongoing debates in these two fields. He calls out for more comparative research which takes the case of Japanese into account.

As can be inferred from Fijalkow’s concluding remarks, the book under review does not only address students of Japanese Studies but specialists of language pedagogy as well. For both target groups, the book presents a plethora of fascinating details. No other book in Western language provides information as concisely and comprehensively on the teaching and learning of written Japanese. Even though a few papers are not based on original research, the book presents details otherwise widely dispersed and not easily available outside Japan. If this is the major benefit of the book, and I believe it is, then its language might prove problematic. The fact that half of the papers have been translated manifests that many scholars of Japanese Studies are not proficient in French. It is unfortunate that Langue, lecture et école will be accessible only to people with sufficient knowledge of French, since the book certainly would deserve a wider
readership. The question remains whether the editors are to blame for this or whether Western students of Japanese Studies and language learning who have not learned to read French are to be blamed. The editors, it seems, have made their choice.

REFERENCES

Coulmas, Florian (1996): The Blackwell Encyclopedia of Writing Systems. Oxford: Blackwell.
Dore, Ronald (1965): Education in Tokugawa Japan. Berkeley: University of California Press.
Galan, Christian (2001): L’enseignement de la lecture au Japan: Politique et éducation. Toulouse: Presses Universitaires du Mirail.
Gluck, Carol (1985): Japan’s Modern Myths: Ideology in the Late Meiji Period. Princeton: Princeton University Press.
Mashiko, Hidenori (2001): ‘Ideorogi’ to shite no Nihon [‘Japan’ as an ideology]. Tokyo: Sangensha.
Passin, Herbert (1965): Society and Education in Japan. Tokyo: Kodansha.
Rubinger, Richard (2000): Who can read and write: Illiteracy in Meiji Japan. In: Monumenta Nipponica 55 (2), pp. 163–98.
Seeley, Christopher (1991): A History of Writing in Japan. Leiden: Brill.
Twine, Nanette (1991): Language and the Modern State: The Reform of Written Japanese. London: Routledge.